

# Ivan Sergejevich Turgenev



Das Abenteuer des Leutnant Jergunow

**Das Abenteuer  
des  
Leutnant Jergunow.**

von

**Iwan S. Turgenew.**

---

Authorisierte Ausgabe.



Mitau.  
E. Behre's Verlag.  
1869.

# Inhaltsverzeichnis

## Das Abenteuer des Leutnant Jergunow.

I.

II.

III.

IV.

Fußnoten

## I.

**E**ines Abends erzählte der Lieutenant Jergunow uns wiederum sein Abenteuer. Er gab dasselbe regelmäßig einmal monatlich zum Besten und wir hörten jedesmal mit neuem Vergnügen zu, obgleich wir alle Einzelheiten fast auswendig wußten. Diese Einzelheiten waren, so zu sagen, wie die Pilze rings um einen Baumstrunk, allmählig um den ursprünglichen Stamm der Erzählung gewachsen. Die ganze Manier unseres Erzählers war uns zu wohl bekannt, als daß es uns auch nur die geringste Schwierigkeit bereitet hätte, vorkommende Auslassungen und Lücken zu ergänzen. Inzwischen aber ist der Lieutenant gestorben und Niemand ist übrig, um dessen Abenteuer zu erzählen; darum haben wir uns entschlossen, es zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Es hatte sich in der Jugend des Lieutenants, vor etwa vierzig Jahren, zugetragen. Er sagte von sich selbst, er sei damals ein eleganter, schöner, junger Mann gewesen. Das Abenteuer mit Wangen wie Milch und Blut, mit rosigen Lippen, gelocktem Haar und Falkenaugen. Wir glaubten ihm das auch auf's Wort, obgleich von alledem Nichts mehr an ihm zu sehen war. Er erschien uns vielmehr als ein Mensch von sehr gewöhnlichem Aeußern, sein

Gesicht war alltäglich und schläfrig, sein Körper unschön und plump; doch vergessen wir nicht, daß keine Schönheit den Jahren trotzt! Eher waren noch Ueberbleibsel von Eleganz bei dem Lieutenant zu finden. Er trug noch im Alter sehr enge Beinkleider mit Sprungriemen, schnürte seine dicke Taille, kräuselte sein Haar und färbte seinen Schnurrbart mit einer persischen Tinktur, welche mehr in's Röthliche und Grüne, als in's Schwarze spielte. Im Ganzen war der Lieutenant ein sehr achtbarer Edelmann, obgleich er es liebte, beim Whist mit seinen kleinen, grauen Augen in die Karten seines Nachbars zu schießen, was er aber weniger aus Gewinnsucht als aus ökonomischen Rücksichten that, da er es nicht liebte, unnütz Geld zu verlieren. — Doch genug von der Person des Lieutenants, kommen wir zu seiner Erzählung.

Es war im Frühling in der damals noch ganz neuen Stadt Nikolajew an der Mündung des Dniepr. Herr Jergunow, welcher den Rang eines Flotten-Lieutenants bekleidete, war im Auftrage der Regierung dorthin geschickt. Man hatte ihm, als einem umsichtigen, zuverlässigen Officier, die Leitung wichtiger Wasserbauten übertragen, und häufig empfing er beträchtliche Summen, die er zur größeren Sicherheit stets in einem Leder-Gurt um seinen Körper geschnallt trug. Der Lieutenant Jergunow zeichnete sich in der That, trotz seiner Jugend, durch große Klugheit und große

Regelmäßigkeit der Führung aus: er vermied sorgfältig jede unpassende Handlung; rührte damals keine Karte an, trank keinen Wein und mied sogar alle Gesellschaften, so daß er sich bei den Gutmüthigeren seiner Kameraden den Beinamen »junges Mädchen« erworben hatte, während die Wilderen unter ihnen ihm den Spitznamen »Schlafmütze« gaben.

Der Lieutenant hatte nur eine einzige Schwäche: sein Herz war zu empfänglich für die Reize des schönen Geschlechts, aber selbst ihnen gegenüber vermochte er den Aufwallungen der Leidenschaft zu widerstehen und hütete sich vor dem, was er »sich etwas vergeben« genannt hätte. Frühzeitig stand er Morgens auf, legte sich Abends zeitig nieder, erfüllte pünktlich alle seine Pflichten und hatte keine andere Zerstreuung als einen langen Spaziergang, den er allabendlich in die entfernten Stadttheile Nikolajews machte. Er las niemals Bücher, aus Furcht vor Andrang des Blutes nach dem Kopf, und war sogar genöthigt, in jedem Frühjahr diese Vollblütigkeit durch gewisse Gebräue zu bekämpfen. Jeden Abend, nachdem er seine Uniform abgelegt, und sie selbst auf's sorgfältigste abgebürstet hatte, schlug unser Lieutenant den Weg nach den Obstgärten der Vorstädte ein und ging abgemessenen Schritts längs den langen Holzzäunen derselben dahin. Er stand oft still, bewunderte die schöne Natur, pflückte zum Andenken eine Blume und fühlte dabei eine gewisse Genugthuung;

ein wahrhaftes Vergnügen aber empfand er, wenn er einem » kleinen Cupido« begegnete, das heißt, einem hübschen Bürgermädchen, das über den Schultern einen sogenannten »Seelenwärmer« auf dem Kopfe ein carrirtes Tuch und unter dem bloßen Arm ein leichtes Packet tragend, hastigen Schrittes seiner Wohnung zueilte. Da er, seiner eigenen Aussage nach, wohl von erregbarer aber bescheidener Gemüthsart war, so redete der Lieutenant niemals den »kleinen Cupido« an; jedesmal aber lächelte er ihm leutselig zu und verfolgte ihn lange mit zärtlichem Blick; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, kehrte mit demselben feierlichen Schritt in sein Zimmer zurück, setzte sich an das Fenster, überließ sich etwa eine halbe Stunde lang seinen Gedanken und rauchte dabei mit Vorsicht aus einer großen Meerschampfeife entsetzlich starken Tabak, welchen sein Pathe, ein deutscher Polizei-Offizier, ihm geschenkt hatte. So verstrichen die Tage ohne Leid und Freude.

Eines Abends jedoch, als der Lieutenant durch ein ödes Gäßchen nach Hause zurückkehrte, hörte er plötzlich hinter sich beschleunigte Schritte und verworrene, von Schluchzen unterbrochene Worte. Er drehte sich um und erblickte ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, dessen sehr angenehmes Gesicht in Thränen gebadet war. Ein eben so großes als unerwartetes Unglück schien sie betroffen zu haben. Sie lief, stolperte, sprach mit sich selbst und bewegte seufzend die Arme. Ihre blonden

Haare waren aufgelöst und ihr Halstuch (in jener Zeit kannte man weder Mantille noch Burnus) war von ihren Schultern herabgeglitten und wurde nur noch durch eine Stecknadel gehalten. — Das junge Mädchen war wie ein Fräulein, nicht wie ein einfaches Bürgermädchen gekleidet. —

Jergunow trat zur Seite. Ein Gefühl von Mitleiden siegte über die stets bei ihm vorhandene Furcht, sich etwas zu vergeben; als sie ihm nahe gekommen war, legte er höflich drei Finger an den Schirm seines Czackos und fragte sie nach der Ursache ihres Schmerzes. — Kann ich als Officier Ihnen meine Hilfe leihen? fragte er, die Hand an seinem kurzen Marine-Degen.

Das junge Mädchen blieb stehen und schien im ersten Augenblick das Anerbieten des Lieutenants nicht zu verstehen; aber bald darauf, und, wie entzückt darüber, ihr Herz ausschütten zu können, begann sie sehr rasch und in ziemlich schlechtem Russisch zu sprechen. — Um Gottes Barmherzigkeit, Herr Officier, hub sie an, und in demselben Augenblick flossen ihre Thränen von Neuem und rollten tropfenweise über ihre runden, frischen Wangen . . . 's ist schrecklich, entsetzlich, Gott weiß, was ich anfangen soll. Wir sind ausgeplündert . . . Um Gottes Barmherzigkeit . . . Die Köchin hat Alles, Alles fortgeschleppt, die Theekanne, die Chatulle, die Kleider! . . . Ja sogar die Kleider, die Strümpfe und die Wäsche, ja, und den Arbeitsbeutel meiner Tante . . . In einem



Kästchen darin befand sich ein Fünfundzwanzigrubelschein und zwei plattirte Löffel . . . und noch einen Pelz . . . und Alles, Alles! . . . Ich sagte es dem Herrn Polizeioffizier und was antwortete er mir? Scheeren Sie sich, ich glaube Ihnen nicht, ich will weiter nichts hören! Sie gehören zu derselben Bande. — Ich wiederholte ihm: Erbarmen . . . einen Pelz . . . — und er erwiderte von Neuem: — Hinaus, ich will nichts weiter hören! — und stampfte mit dem Fuße. Welche Beleidigung! mein Herr Offizier! . . . Hinaus! . . . und wohin meint er denn, daß ich gehen soll?!

Das junge Mädchen brach von Neuem in Schluchzen aus und ganz außer sich, legte sie ihr Gesicht auf den Arm des Lieutenants. Dieser, seinerseits einigermaßen bestürzt, beschränkte sich darauf, zu sagen, ohne sich zu rühren: — Hören Sie auf!« und konnte den Blick nicht von dem zuckenden Hals des heftig weinenden jungen Mädchens abwenden.

— Erlauben Sie, mein Fräulein, ich werde Sie nach Hause führen, sagte er endlich, leicht mit dem Finger ihre Schulter berührend, — hier . . . auf der Straße . . . Sie werden einsehen . . . ist es unmöglich . . . Sie werden mir dort ihren Kummer erzählen und als echter Soldat werde ich sicherlich alle Sorge darauf wenden . . .

Das junge Mädchen erhob ihren Kopf und schien sich jetzt erst darüber klar zu werden, daß sie sich — so zu sagen — in den Armen eines jungen Mannes befand. Sie

erröthete, wandte das Gesicht ab und entfernte sich, immer unter Schluchzen, einige Schritte weit. Der Lieutenant wiederholte sein Anerbieten. Das junge Mädchen warf ihm zwischen ihren langen, blonden, von Thränen ganz durchnässten Haaren, die ihr über die Augen herabfielen, einen Blick zu (bei diesem Theil der Geschichte vergaß Jergunow nie, zu sagen, daß dieser Blick ihn wie mit einem Dolch durchbohrt habe, ja, einmal versuchte er sogar, diesen Blick wieder zu geben,) dann legte sie ihre Hand in den Arm, den ihr der galante Lieutenant bot, und ging mit ihm in der Richtung weiter, in welcher, wie sie sagte, ihre Wohnung lag.

Jergunow hatte in seinem Leben wenig Gelegenheit gehabt, mit Damen umzugehen, und wußte anfänglich durchaus nicht, wie er die Unterhaltung beginnen sollte. Seine Begleiterin zog ihn jedoch bald aus der Verlegenheit. Sie begann mit großer Geläufigkeit zu schwatzen, indem sie mit dem Rücken der Hand die Thränen abwischte, welche noch immer ihre Augen netzten. Schon nach wenigen Augenblicken wußte der Lieutenant, daß sie Emilie Karlowna heiße, aus Riga gebürtig sei, sich zum Besuch ihrer ebenfalls aus Riga gebürtigen Tante in Nikolajew befinde, daß ihr Vater Militär gewesen, daß er an der Schwindsucht gestorben sei und daß ihre Tante eine russische Köchin engagirt habe (eine sehr gute Köchin und nicht theuer, aber ohne Paß,) daß eben diese Köchin am selben Tage sie

bestohlen habe und auf und davon gegangen sei, man wisse nicht wohin, daß sie zur Polizei habe gehen müssen . . . Hierbei fiel ihr wieder die ihr dort zu Theil gewordene Beschimpfung ein, und von Neuem fing sie an zu schluchzen. Der Lieutenant war wiederum in Verlegenheit, wie er sie trösten sollte, aber das junge Mädchen, bei dem, wie es schien, Eindrücke ebenso rasch schwanden, als sie kamen, unterbrach sich plötzlich, um mit ruhiger Stimme und die Hand ausstreckend zu sagen: — Da ist unser Haus.

Das Haus war eine Art von vertieft liegender Hütte mit vier kleinen, nach der Straße gehenden Fenstern. Hinter den Scheiben gewahrte man das dunkle Grün von Geraniumstöcken und durch eines der Fenster fiel das schwache Licht einer Kerze. Die Nacht brach herein. Das Haus war, fast bis zur Höhe des Daches, von einer Holzumzäunung mit einem Halbthor darin, umgeben. Diesem näherte sich das junge Mädchen und rüttelte, da sie es verschlossen fand, ungeduldig an dem schweren Eisenring des alten Schlosses. Schleppende Schritte, wie von einer mit alten Pantoffeln an den Füßen bekleideten Person, ließen sich hinter der Umzäunung vernehmen und die heisere Stimme eines Weibes that eine Frage auf Deutsch, die der Lieutenant nicht verstand. Als echter Seemann konnte er nur Russisch. Das junge Mädchen antwortete auch seinerseits auf Deutsch. Das Thor wurde darauf halb geöffnet und nachdem das junge Mädchen

eingelassen war, heftig gerade vor Jergunow's Nase wieder zugeworfen, dem nichtsdestoweniger noch genug Zeit blieb, um im Halbdunkel die Gestalt einer dicken alten Frau im rothen Kleide mit einer Laterne in der Hand zu unterscheiden. Der Lieutenant blieb einige Zeit vor Erstaunen regungslos stehen; bald aber machte er bei dein Gedanken, daß man sich gegen ihn, einen Offizier, eine solche Unhöflichkeit zu erlauben wage, rasch eine halbe Wendung und schlug den Weg nach seinen Hause ein. Kaum aber hatte er zehn Schritte gethan, als die Thür sich wieder öffnete, und das junge Mädchen, welches inzwischen Zeit genug gehabt hatte, der Alten einige Worte in's Ohr zu flüstern, auf der Schwelle erschien und mit lauter Stimme sagte: — Wohin gehen Sie denn, mein Herr Officier, werden Sie nicht bei uns eintreten?

Jergunow zögerte einen Augenblick, dann lenkte er seine Schritte wieder dem Hause zu.

Seine neue Bekannte, die wir von nun an Emilie nennen werden, führte ihn durch ein kleines, feuchtes, dunkles Gemach in ein ziemlich großes, aber sehr niedriges Zimmer. Ein mächtiger Schrank und ein mit Glanzleinwand überzogenes Sopha nahmen die eine Wand desselben ein; über den Thüren und zwischen den Fenstern erblickte man die verschobenen Portraits zweier Erzbischöfe mit der Mitra und das eines Türken mit einem Turban. Koffer und Hutschachteln füllten die Winkel des Zimmers, und, umgeben von wackligen

Stühlen, stand dort noch ein aufgeschlagener Spieltisch, auf dem eine Männermütze neben einem halbgeleerten Glase Kwaß lag. Die Alte, welche der Lieutenant an der Thür bemerkt hatte, folgte ihm auf dem Fuße. Es war eine Jüdin von schmutzigem Aussehen, Ihre kleinen, schief stehenden Augen warfen unheimliche Blicke; einige graue Haare bedeckten ihre dicke Oberlippe. Emilie stellte sie dem Lieutenant mit den Worten vor:

— Dies ist mein Tantchen, Madame Fritsche.

Jergunow konnte eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken, doch hielt er es für Pflicht, seinen Namen und Stand zu nennen, worauf Madame Fritsche nur durch einen schiefen Blick antwortete und ihre Nichte auf Russisch fragte, ob sie Thee trinken wolle.

— Ach ja, Thee! sagte Emilie. — Nicht wahr, Herr Officier, Sie trinken Thee? Bitte, Tantchen, bringen Sie den Samowar. Doch warum bleiben Sie stehen, mein Herr, statt sich zu setzen? Mein Gott, wie ceremoniös Sie sind! Erlauben Sie mir, meinen Shawl abzulegen.

Während Emilie sprach, drehte sich ihr Kopf von einer Seite zur andern und gab ihren Schultern kleine Rucke, genau so, wie's die Vögel machen, wenn sie sich aus der Spitze eines Baumes zurecht gesetzt haben und die Sonne sie von allen Seiten bescheint.

Der Lieutenant nahm einen Stuhl und eröffnete, seiner Haltung die nöthige ernste Würde gebend, die

Unterhaltung über die Diebstahlsangelegenheit, aber Emilie unterbrach ihn bald. — Machen Sie sich keine solche Sorge darüber, sagte sie, es ist nichts weiter, meine Tante erzählte mir soeben, daß die Hauptgegenstände wiedergefunden sind. (Madame Fritsche brummte dazu einige Worte in den Bart und verließ das Zimmer.) — Es war nicht einmal nöthig, auf die Polizei zu gehen, aber ich kann mich niemals halten. Ich bin . . . Sie verstehen nicht deutsch . . . ich bin so vorschnell. Sehen Sie mich an; jetzt denke ich nicht mehr daran, auch ganz und gar nicht!

Der Lieutenant blickte Emilie an; ihr Gesicht hatte in der That den Ausdruck von Sorglosigkeit wiedergewonnen. Alles lächelte in diesem allerliebsten Gesichten, Alles: die von langen, aschgrauen Wimpern beschatteten Augen, der Mund, die Wangen, das Kinn, ja selbst das Grübchen im Kinn, selbst die Spitze des kleinen Stumpfnäschens. Sie näherte sich einem zerbrochenen Spiegel und ordnete unter Singen und Augenblinzeln ihr Haar. Jergunow folgte mit Aufmerksamkeit jeder ihrer Bewegungen; sie gefiel ihm ungemein. —

— Werden Sie mir verzeihen, sagte sie, fortwährend mit dem Spiegel coquettirend, — daß ich Sie hierhergeführt habe? Sollte es Ihnen unangenehm sein?

— Was sagen Sie da?

— Ich sagte Ihnen schon: ich bin so vorschnell! Ich handle zuerst und dann denke ich, ja oft denke ich ganz und gar nicht. Doch wie heißen Sie, mein Herr Officier? Kann man's erfahren? Dies sagend, stellte sie sich entschlossen vor ihn hin und kreuzte ihre rundlichen Arme über der Brust.

— Ich heiße Jergunow, Kuzma Wassiliewitsch Jergunow, erwiderte der Lieutenant.

— Jergu . . . Ach, den Namen kann ich nicht aussprechen, er ist zu schwer für mich; ich werde Sie Florestan nennen. Ich kannte in Riga einen Herrn Florestan, der ausgezeichnetes Seidenzeug verkaufte und schön war er! . . . nicht weniger als Sie, aber welch' schönen Wuchs Sie haben, ganz den eines echten russischen Helden. Ich liebe die Rassen, ich bin selbst eine Russin; ja, ich bin Russin, denn mein Vater war Officier, er sollte sogar einen Orden erhalten . . . Aber ich habe weißere Hände als Sie. Sie hob ihre Arme über den Kopf, bewegte die Hände hin und her, damit das Blut heruntersteige, und sie wieder rasch herablassend, sagte sie: — Sehen Sie, ich wasche sie immer mit wohlriechender griechischer Seife. Riechen Sie einmal . . . Ach nein . . . keinen Kuß . . . deßhalb zeigte ich sie Ihnen nicht. Wo dienen Sie?

— Ich diene in der Flotte, in der neunzehnten Equipage des schwarzen Meeres.

— Acht Sie sind Marine-Officier . . . Haben Sie großen Gehalt?

— Nein, nicht allzu groß.

— Sie müssen sehr tapfer sein; ich lese es in Ihren Augen. Was für dicke Augenbrauen Sie haben! Es soll gut sein, sie Nachts mit Lichttalg zu bestreichen, damit sie besser wachsen; aber warum tragen Sie keinen Schnurrbart?

— Das ist gegen das Dienstreglement.

— Pfui, wie dumm das ist, Ihr Dienstreglement! Ist das ein Dolch, den Sie da tragen?

— Es ist ein Hirschfänger, das unterscheidende Zeichen eines Marinesoldaten.

— Ach; ein Hirschfänger! Ist er scharf! Lassen Sie sehen!

Und indem Sie die Augen schloß und sich auf die Lippen biß, zog sie mit Anstrengung die Klinge aus der Scheide und brachte die Schneide an die Nase. — Er ist ja schartig, Ihr Hirschfänger, sagte sie, — und dennoch könnte ich Sie durch einen einzigen Schnitt tödten. Dabei drohte sie dem Lieutenant, der, sich furchtsam stellend, unter lautem Lachen zurückwich. Auch sie fing zu lachen an.

— Ich werde Sie begnadigen, sagte sie, eine majestätische Stellung annehmend, — da nehmen Sie Ihre Waffe zurück. **A propos!** wie alt sind Sie?



— Fünf und zwanzig Jahre.

— Und ich neunzehn. Mein Gott, wie drollig!

Emilie lachte mit solcher Ausgelassenheit, daß sie sich dabei hinten über warf. Der Lieutenant rührte sich kaum auf seinem Stuhl und konnte seine Blicke nicht von diesem frischen, rosigen, von Lachen ganz erzitternden Gesicht abwenden. Sie gefiel ihm mehr und mehr.

Plötzlich hielt Emilie mit Lachen inne, und nachdem sie den Lieutenant mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, als ob sie ihn zum ersten Male sähe, näherte sie sich, mit geschlossenen Zähnen singend (das war so ihre Gewohnheit), dem Spiegel. — Singen Sie auch, Herr Florestan? fragte sie.

— Nein, mein Fräulein, man hat mich das Singen nicht gelehrt, als ich klein war.

— Und Guitarre spielen Sie auch nicht? Ich kann's. Ich habe eine ganz mit Perlmutter ausgelegte, nur die Saiten darauf sind zerrissen. Sie werden mir wohl Etwas geben, um sie zu ersetzen, nicht wahr, Herr Officier? Dann werde ich Ihnen auch eine schöne deutsche Romanze vorsingen, so rührend . . . Und können Sie tanzen? Nein? Unmöglich! Sie sollen von mir den Schottischen und den Kossack lernen. Tra la la, Tra la la . . . Und Emilie fing an, im Zimmer umherzuspringen. — Sehen Sie, was ich für hübsche Stiefelchen trage. Sie kommen aus Warschau. Doch wie werden Sie mich

nennen?

Der Lieutenant erröthete bis über die Ohren. — Ich werde Sie die angebetete Emilie nennen.

— Sie müssen mich »mein Zucker-Püppchen« nennen. Laß sehen, sprechen Sie mir das nach.

— Mit dem größten Vergnügen, aber ich fürchte, daß es etwas zu schwer für meine Zunge sein wird.

— Einerlei, einerlei. Sagen Sie »mein« . . .

— Mahin . . .

— Zucker . . .

— Tßouker . . .

— Püppchen, Püppchen, Püppchen.

— Pü . . . Nein, ich bring's nicht heraus.

— O ja, Sie müssen. Wissen Sie, was das bedeutet? Das ist im Deutschen das angenehmste Wort für die jungen Damen. Ich werde Ihnen das später erklären, denn da kommt Tantchen mit dem Samowar. — Emilie klatschte in die Hände. — Tantchen, ich werde meinen Thee mit Ruhm trinken, ist welcher da?

— Schweig doch still, sagte die Tante auf Deutsch in mürrischem Ton.

Der Lieutenant blieb bei Madame Fritsche bis in die Nacht hinein. Seit seiner Ankunft in Nikolajew hatte er noch keinen so angenehmen Abend verlebt. Es kam ihm allerdings mehr als einmal der Gedanke, daß es sich kaum für einen Officier, einen Edelmann ziemt, mit

Leuten, wie das Fräulein aus Riga und deren Tante, Gemeinschaft zu machen; aber Emilie war so höflich, sie schwatzte so drollig, sah ihn mit so schelmischen Augen an, daß er alle Scrupel beseitigte, um sich diesmal zum Leben die Arme frei zu halten, wie es ihm ein befreundeter Pope gerathen hatte. Nur ein einziger Umstand beunruhigte ihn einigermaßen und hinterließ in ihm einen peinlichen Eindruck. Mitten im Feuer der Unterhaltung mit Emilie und der Tante wurde die Zimmerthür halb geöffnet, weit genug, um einen Männerarm in dunkelfarbigem Aermel mit drei kleinen silbernen Knöpfen durchzulassen, der auf einen Stuhl ein ziemlich großes, in eine Serviette gehülltes Packet legte. Die beiden Damen ergriffen dasselbe begierig, um seinen Inhalt zu untersuchen. — Das sind nicht dieselben Löffel, rief Emilie; aber die Tante schob sie mit dem Ellenbogen bei Seite und beeilte sich, das Packet hinauszutragen, ohne auch nur die Enden der Serviette zu befestigen, auf deren einem der Lieutenant einen rothen Fleck, ähnlich einem Blutflecken, zu bemerken glaubte. — Was war darin? fragte er. — Haben Sie noch andere von den gestohlenen Gegenständen zurückerhalten?

— Ja, sagte Emilie zögernd, — es sind uns zurückgebracht . . .

— Wer hat sie gefunden, Ihr Diener?

Emilie runzelte die Brauen. — Welcher Diener? fragte sie. Wir haben keinen.

— Aber doch ein Mann?

— Niemals betritt ein Mann unsere Schwelle,

— Erlauben Sie, erlauben Sie, ich habe ganz genau den Aermel einer »Wengerka« erkannt, und dann diese Mütze

...

— Nie, nie betritt ein Mann unsere Schwelle, wiederholte Emilie mit Nachdruck. — Was haben Sie sehen können . . . Diese Mütze gehört mir.

— Wie, Ihnen?

— Ja, mir! Bisweilen fällt mir's ein, auf den Maskenball zu gehen. Mit einem Wort, sie gehört mir, das genügt!

— Aber wer brachte Ihnen denn dies Packet?

Emilie antwortete Nichts und folgte kurzweg Ihrer Tante hinaus nach. Einige Minuten nachher jedoch kehrte sie allein in's Zimmer zurück, und als sie der Lieutenant von Neuem befragen wollte, sah sie ihn scharf an, und während sie zu ihm sagte, daß ein Cavalier sich schämen müßte, so neugierig zu sein, wechselte ihr Gesicht den Ausdruck und verdüsterte sich. Bald aber nahm sie ein Spiel Karten aus dem Tisch und forderte den Lieutenant auf, ihr aus den Coeur-König wahrzusagen.

Jergunow nahm lächelnd die Karten und jeder Verdacht verließ ihn sofort. Aber diese bösen Gedanken kehrten zurück noch an demselben Abend. Er hatte schon die kleine Thür der Umzäunung, welche auf die Straße

führte, hinter sich und zum letztenmale Emilien zugerufen: »Adieu, Zuckerpüppchen« als ein kleiner, untersetzter Mann ihn streifte und der helle Mondschein ihm das magere Gesicht eines Zigeuners mit schwarzem Schnurrbart, Habichtsnase und funkelnden Augen unter dichten Brauen zeigte. Dieser Mann barg sich eiligst hinter der Ecke eines Hauses. Bestimmt glaubte der Lieutenant zwar nicht sein Gesicht, denn das hatte er nie zuvor gesehen, wohl aber den Aermel seines Schnurrocks mit den drei silbernen Knöpfen zu erkennen. Eine gewisse Unruhe erwachte in der Seele des vernünftigen jungen Mannes. Nach Hause zurückgekehrt, zündete er, ganz gegen seine Gewohnheit, nicht mehr seine große Meerschaumpfeife an. Uebrigens konnten das unerwartete Zusammentreffen mit der reizenden Emilie und die mit ihr verbrachten angenehmen Stunden die Erregung seiner Empfindungen erklären.

---

## II.

Welches immer die Besorgnisse des Lieutenants gewesen sein mochten, sie schwanden rasch und spurlos. Seine Besuche bei den beiden Damen aus Riga wurden immer häufiger. Anfänglich besuchte Jergunow sie nur im Geheimen, da er sich einer solchen Intimität mit ihnen einigermaßen schämte; nach und nach jedoch zog er ganz offenkundig die Wohnung seiner neuen Bekannten jedem anderen Hause vor, die traurigen vier Wände seiner eigenen Behausung natürlich nicht ausgenommen. Madame Fritsche erregte in ihm keine unangenehmen Gefühle mehr, obwohl sie fortfuhr, ihn in wenig zuvorkommender, ja in beinahe verächtlicher Weise zu behandeln. Die Damen dieses Schlages schätzen an ihren Besuchern vorzugsweise Freigiebigkeit, und der Lieutenant war nicht ohne Geiz. Was die Geschenke anbetrifft, so gab er am liebsten Nüsse, Rosinen und Pfefferkuchen. Nur einmal hatte er sich — nach seinem eigenen Ausdruck — ruinirt: er hatte Emilien ein kleines, echt französisches, rothseidenes Halstuch mitgebracht. Am selben Tage versengte sie die Zipfel desselben am Licht; er machte ihr darüber Vorwürfe und sofort band sie es ihrer Katze an den Schwanz; er ärgerte sich darüber, sie lachte ihm in's Gesicht. Endlich mußte der Lieutenant

selbst eingestehen, daß er den Damen aus Riga nicht nur keinen Respect einflöße, nein, daß er nicht einmal ihr Vertrauen genieße, denn niemals wurde er sogleich und ohne vorhergegangenes Examen eingelassen. Oft mußte er warten, ein anderes Mal verabschiedete man ihn ohne Weiteres und, um ihn nur ja nicht in's Vertrauen zu ziehen, sprach man in seiner Gegenwart unter einander deutsch. Emilie gab ihm durchaus keine Rechenschaft über ihr Thun und Treiben; auf alle Fragen, die er an sie richtete, hatte sie stets Ausflüchte; was ihn jedoch am Meisten beunruhigte, war, daß mehrere Zimmer im Hause der Madame Fritsche, welches, wenngleich dem Anscheine nach nur eine Hütte, doch ziemlich geräumig war, stets vor ihm verschlossen blieben. — Trotz alledem war Jergunow ebenso beharrlich bei Emilien. Er fand dort, wie man sagt, liebende Seelen, und es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß seine junge Freundin, die fortfuhr ihn Florestan zu nennen, immer mehr seine männliche Schönheit bewunderte und fand, daß seine Augen denen eines Paradiesvogels glichen. —

An einem heißen Sommertage, um die Mittagsstunde, schleppte sich der Lieutenant, nachdem er den ganzen Morgen in der brennenden Sonne bei den Arbeitern auf dem Schiffswerft zugebracht hatte, erschöpft bis an die ihm nur zu wohlbekannt kleine Thür. Er klopfte an, man ließ ihn nicht warten. Kaum in den sogenannten Solon eingetreten, warf er sich auf das Sopha: Emilie näherte

sich ihm und trocknete seine in Schweiß gebadete Stirn mit ihrem Taschentuch.

— Wie ermüdet er ist! wie heiß!t sagte sie voll Mitleiden — Armer Freund! Hätte er doch wenigstens die Haken seines Kragens aufgemacht. Mein Gott, man sieht ja sein Herzchen in der Brust klopfen!

— Ich kann nicht mehr, erwiderte Jergunow seufzend.  
— Seit dem frühen Morgen auf den Beinen und diesen Sonnenbrand auf meinem Czacko! Anfänglich wollte ich mich nach Hause flüchten, aber diese Schlangen von Lieferanten erwarten mich dort. Hier, bei Dir, welche Frische! Ich glaube, ich würde ein Schläfchen machen, wenn ich's dürfte.

— Thu's getrost! Niemand wird Dich stören.

— Aber ich nehme Anstand . . .

— Welche Idee! Schlafe! ich werde Dich einwiegen.

Sie begann ein Wiegenlied zu trällern. Der Lieutenant sagte: — Könnte ich nicht vorher ein Glas Wasser erhalten?

— Da hast Du welches, frisch und klar wie Krystall. Warte, ich will Dir noch ein kleines Kißchen unter den Kopf legen . . . so . . . und dies noch . . . gegen die Fliegen.

Sie bedeckte sein Gesicht mit ihrem Halstuch.

— Tausend Dank, mein kleiner Cupido, sagte der Lieutenant und schon war er eingeschlafen. Emilie sang,



sich leise schaukelnd, als ob sie ihn wiege, und lachte selbst über ihre Bewegung und ihren Gesang.

Nach Verlauf einer Stunde erwachte Jergunow. Es war ihm im Schlaf so vorgekommen, als ob ihn Jemand , berührt habe, indem er sich über ihn beuge. Er nahm das Tuch, welches seine Augen bedeckte, fort. Emilie lag dicht bei ihm auf den Knieen, im Gesicht einen Ausdruck, der ihm fremd war. Sie erhob sich plötzlich und lief an's Fenster, während sie etwas in ihrer Tasche versteckte. Der Lieutenant streckte die Glieder. — Ich habe ordentlich geschlafen, sagte er. Kommen Sie ein wenig zu mir, mein liebes Fräulein.

Als Emilie sich ihm näherte « erhob er sich plötzlich vom Sopha; fuhr mit seiner Hand in ihre Tasche und zog daraus eine kleine Scheere hervor. — Jesus! rief Emilie unwillkürlich.

— Das ist eine Scheere? stammelte der Lieutenant.

— Gewiß. Was glaubst Du denn zu finden? Etwa eine Pistole? Oh! was für ein drolliges Gesicht er hat! Die Wangen faltig wie das Kissen, die Haare ganz hochstehend im Nacken, und er lacht nicht einmal. Oh!

Emilie krümmte sich vor Lachen.

— Genug, genug, sagte der Lieutenant ärgerlich, — wenn Du nichts Geistreicheres ersinnen kannst, so gehe ich fort . . . Ich gehe, sagte er, als sie zu lachen fortfuhr, und nahm seinen Czacko. Emilie schwieg. — Pfui, wie

böse er ist, sagte sie, — ein echter Russe. Alle Rassen sind böse. Da geht er fort. Pfui! Gestern hat er mir fünf Rubel versprochen, heute hat er mir nichts gegeben und geht davon.

— Ich habe kein Geld bei mir, murmelte der Lieutenant, schon auf der Schwelle der Thür. — Adieu.

Emilie verfolgte ihn mit den Augen und drohte ihm mit dem Finger. — Da höre Einer, was er sagt: er hat kein Geld. Oh! was für Betrüger all diese Russen sind. Aber wart, wart, mein Herr Schwindler! Tantchen, kommen Sie herein, ich habe Ihnen was mitzutheilen.

Am Abend desselben Tages bemerkte der Lieutenant Auskleiden, daß der obere Rand seines Gurtes, jenes Gurtes, den er stets an sich trug, in der Länge eines Fingers aufgetrennt war. Als ordnungsliebender Mensch nahm er sogleich Nadel und Faden, wickelte den Faden und nähte das Loch sorgfältig zu, ohne im übrigen diesem unbedeutenden Umstande irgend welche Beachtung zu schenken.

Während des ganzen folgenden Tages war der Lieutenant mit Dienstgeschäften überhäuft. Er verließ seine Wohnung selbst am Nachmittage nicht und bis in die Nacht hinein schrieb und copirte er im Schweiß seines Angesichts Berichte an seine vorgesetzte Behörde, verwechselte dabei unbarmherzig die Accente und setzte jedesmal nach »aber« ein Ausrufungszeichen und nach

»indessen« ein Semikolon. Am andern Morgen überbrachte ihm ein kleines Judenmädchen mit nackten Füßen und zerfetztem Kittel einen Brief von Emilien, den ersten, den er von ihr empfangen hatte. »Mein theuerster Florestan,« schrieb sie, »*bist Du böse auf Dein Zuckerpüppchen, da Du gestern nicht zu ihm gekommen bist? Bitte, bitte, sei es nicht, und wenn Du es nicht willst, daß Deine liebenswürdige Emilie viele heiße Thränen vergießen soll, so komm ohne Widerrede heut Nachmittag um 5 Uhr.* (Die Ziffer 5 war von einem kleinen, mit der Feder gezeichneten doppelten Blumenkranz umgeben.) Deine liebenswürdige Emilie«

Der Lieutenant erstaunte; er hatte Emilie nicht für so gebildet gehalten. Er gab dem Kinde einen Kopeken und ließ antworten, daß er kommen werde.

Jergunow hielt Wort. Es hatte noch nicht 5 Uhr geschlagen, als er schon an die Thür der Madame Fritsche klopfte; aber zu seiner großen Ueberraschung war Emilie nicht zu Hause. Die Tante empfing ihn, und nachdem sie, erstaunlicher Weise, eine einleitende Verbeugung gemacht, theilte sie ihm mit, daß unvorhergesehene Umstände Emilie genöthigt hätten, auszugehen, daß sie aber bald wiederkäme und ihn bäte, auf sie zu warten. Madame Fritsche trug eine ganz weiße Haube, lächelte, sprach mit einschmeichelnder Stimme und bemühte sich augenscheinlich, ihrem verdrießlichen Gesicht einen liebenswürdigen Ausdruck zu verleihen; es

gewann indeß nichts durch diese Anstrengungen und erhielt im Gegentheil dadurch ein gewisses zweideutiges und verdächtiges Etwas. — Nehmen Sie Platz, mein Herr, nehmen Sie Platz, sagte sie, indem sie ihm einen Lehnstuhl hinschob, — und wenn Sie es erlauben, so werde ich das Vergnügen haben, Ihnen einen kleinen Imbiß anzubieten. Madame Fritsche machte wieder eine Verbeugung, ging hinaus und kehrte bald mit einer Tasse Chocolate auf einem blechernen Theebrett zurück. Die Chocolate war nicht von der besten Sorte, indessen trank der Lieutenant sie mit Genuß, versuchte aber vergebens zu enträthseln, woher diese plötzliche geschäftige Zuvorkommenheit der Madame Fritsche käme und was dies Alles bedeute. Emilie kam nicht. Schon fing er an, die Geduld zu verlieren, als plötzlich der Ton einer Guitarre, der durch die Wand des Zimmers zu ihm drang, sein Ohr traf. Ein Accord, ein zweiter, ein dritter, immer stärker und voller. Der Lieutenant war von Erstaunen getroffen. Emilie besaß wohl eine Guitarre, aber die hatte nur drei Saiten, neue zu kaufen hatte er noch nicht Zeit gefunden, zudem war Emilie nicht zu Hause. Von Neuem erklang ein Accord und diesmal so voll, als ob er aus dem Zimmer, in dem er sich befand, käme. Der Lieutenant drehte sich auf dem Absatz um und stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus . . . Vor ihm, auf der Schwelle einer kleinen, niedrigen Thür, die er bisher nicht bemerkt hatte, da der plumpe Schrank sie verdeckte

stand ein unbekanntes, fremdartiges Wesen, nicht Kind, noch weniger aber Jungfrau. Dieses Geschöpf war mit einer weißen, mit farbigen Zeichnungen durchwirkten Robe bekleidet und trug rothe Schuhe mit Absätzen. Seine dicken, schweren, schwarzen Haare, auf der Höhe der Stirn durch einen goldenen Reif gehalten fielen wie ein Mantel von seinem kleinen Kopf auf den zarten, mageren Körper herab. Unter dieser Masse glänzten zwei große Augen von dunklem Feuer und zwei dünne, sonnenverbrannte mit goldenen Spangen beladene Arme hielten mit ihren beiden Händen eine Guitarre. Kaum konnte man das Gesicht sehen, so schmal und dunkel erschien es; nur eine fein gespitzte Nase zeichnete sich in gerader Linie oberhalb der rothen Lippen ab. Der Lieutenant stand wie versteinert da. Er betrachtete unverwandten Blickes dieses seltsame Wesen, das auch ihn mit den Augen fixirte, ohne ein Wort zu reden. Allmählig kam er wieder zu sich und näherte sich ihm zögernden Schrittes. Das düstere Gesicht begann zu lächeln, schneeweise Zähne erglänzten plötzlich, der Kopf richtete sich empor und, sein dichtes Haupthaar schüttelnd, zeigte es sich ihm in seiner ganzen feinen und scharfen Schönheit.

— Wer ist dies Teufelchen, murmelte der Lieutenant, und sich noch mehr nähernd, sagte er mit halbleiser Stimme: — Kleine, Kleine, wer bist Du?

— Hierher, erwiederte sie mit verschleiertem Ton und

fremder Aussprache, welche den Accent auf die unrechten Laute legte, — hierher . . . und that dabei einen Schritt rückwärts. Der Lieutenant überschritt nach ihr die Schwelle und befand sich in einem sehr kleinen Zimmer ohne Fenster, dessen Wände und Decke mit schweren Teppichen aus Kamelgarn bedeckt waren. Ein starker Moschusgeruch erstickte ihn beinahe; zwei feine gelbe Wachskerzen brannten auf einem runden Tisch, der vor einem sehr niedrigen türkischen Sopha stand; in einer Ecke sah man ein sehr kleines Bett, hinter Vorhängen von orientalischem mit Atlasstreifen durchwirktem Mousseline verbergen, und zu dessen Häupten einen Rosenkranz von Bernsteinperlen, am Ende mit einer Troddel von rother Seide, aufgehängt.

— Aber erlauben Sie, wer sind Sie denn? wiederholte der Lieutenant.

— Schwester . . . Schwester Emiliens!

— Sie sind ihre Schwester? Sie wohnen hier!

— Ja!

Der Lieutenant streckte ihr von Neuem die Hand entgegen, wiederum aber wich sie zurück.

— Wie kommt es denn, daß sie mir niemals von Ihnen erzählt hat? Verstecken Sie sich?

Die Kleine nickte beistimmend mit dem Kopfe.

— Wahrhaftig! Was für Gründe Sie haben, sich zu verstecken? Deßhalb also habe ich Sie nie gesehen! Ich

muß gestehen, daß ich Ihre Existenz nicht im Entferntesten ahnte . . . Wie! und diese dicke, alte Madame Fritsche ist Ihre Tante?

— Ja.

— Hm! . . . Es scheint« daß Ihnen das Russische nicht eben sehr geläufig ist. Wie heißen Sie?

— Colibri!

— Wie?

— Colibri!

— Colibri! Das ist ja ein ganz außergewöhnlicher Name. Ich glaube es giebt in Afrika kleine Insekten, die so heißen, nicht wahr?

Colibri lachte. Ihr Lachen klang so kurz und seltsam, als ob in ihrer Kehle Gläser zusammenklirrten. Sie schüttelte gravitatisch den Kopf, warf einen schnellen Blick rings um sich, stellte ihre Gitarre bei Seite und war mit einem Sprunge an der Thür, die sie rasch verschloß. Jede ihrer Bewegungen war schnell und behend, begleitet, von dem trocknen Geräusch einer Eidechse. Ihre Haare fielen nach hinten bis über die Kniee hinab.

— Warum schließen Sie die Thür? fragte der Lieutenant.

Colibri legte den Finger an die Lippen: — Emiliens wegen, sagte sie.

Der Lieutenant lächelte etwas geckenhaft.

— Sollten Sie eifersüchtig sein?

— Wie? fragte Colibri indem sie den Kopf erhob und, wie bei jeder Frage, die sie that, eine kindliche Miene annahm.

— Eifersüchtig . . . erzürnt . . .

— Oh ja!

— Sie erzeigen mir viel Ehre. Hören Sie wie alt sind Sie?

— Zehn und sieben!

— Siebzehn, wollen Sie sagen?

— Ja! Der Lieutenant betrachtete mit einem noch forschenderen Blicke als vorher seine wunderliche Gesellschafterin.

— Aber Sie sind ein wahres kleines Wunder von Schönheit! Welches Haar! Welche Augen! Und diese Augenbrauen! Ach! . . .

Colibri sing von Neuem an zu lachen und ließ ihre prachtvollen Augen langsam rollen.

— Ja, ich bin eine Schönheit, sagte sie mit seltsamer Würde. Setzen Sie sich . . . ich, dicht bei Ihnen . . . Sehen Sie, eine Blume, schöne Blume, die gut riecht! Sie zog aus ihrem Gürtel einen Zweig weißen Flieders und betrachtete den Lieutenant durch die Blumen hindurch, von denen sie ein Blatt abbiß.

— Halt, wollen Sie constantinopolitanisches Confect? Sorbet? fragte sie.



Colibri erhob sich rasch, ging an eine Commode, öffnete sie und nahm daraus ein vergoldetes Töpfchen, eingewickelt in ein Stück rothen mit Stahlblättchen übersäeten Stoffes, einen silbernen Löffel, eine mit Wasser gefüllt, geschliffene Krystallkaraffe und ein ähnliches Glas. — Nehmen Sie »Sorbet« Signore, sehr gut, und ich werde singen. Wollen Sie?

Sie ergriff die Guitarre.

— Sie singen? fragte der Lieutenant, einen Löffel von dem wirklich ausgezeichneten Sorbet zum Munde führend.

Colibri faßte mit beiden Händen ihr dickes Haar, warf es nach hinten, neigte den Kopf auf die Seite und schlug einige Accorde an, indem sie aufmerksam ihre Fingerspitzen und den Griff der Guitarre betrachtete, dann hub sie mit angenehmer und weit stärkerer Stimme als man sie in solch' zerbrechlichem Wesen vermuthet haben würde zu singen an, aber dem Lieutenant schien ihr Gesang seltsam. — Wie sie miaut, das Kätzchen! sagte er zu sich selbst.

— Sie sang ein melancholisches Lied; es war weder russisch noch deutsch, sondern in einer, Jergunow völlig unbekanntem Sprache. Wie er später erzählte, mischten sich häufig fremdartige Kehltöne in ihren Gesang und am Schluß sang sie leise die Worte: »Sinzimar, Sintamar,« oder etwas dem Aehnliches. Dann stützte sie den Kopf in

die Hand, stieß einen Seufzer aus und legte die Gitarre auf ihre Kniee.

— Nun, wollen Sie noch mehr? fragte sie.

— Ich bitte darum, erwiderte der Lieutenant, — aber warum immer ein so trauriges Gesicht? Genießen Sie etwas Sorbet.

— Nein, essen Sie. Diesmal wird's heiterer sein.

Sie sang darauf ein Liedchen nach Art einer Tanzweise, aber in derselben unverständlichen Sprache und wie vorher von Kehllauten unterbrochen. Ihre bräunlichen Finger liefen wie wahre kleine Spinnen über die Saiten hin; und sie endigte das Lied mit dem laut herausgeschrienen Wort »Hussa«, heftig und wiederholt mit ihrer kleinen Faust aus den Tisch schlagend. Ihre Augen strahlten von einem wilden Glanz.

Der Lieutenant war, wie man sagt, »ganz umnebelt;« der Kopf wirbelte ihm. Alles war ihm so neu: dieser Moschusgeruch, diese seltsamen Gesänge, diese Lichter am hellen Tag, der Vanille-Sorbet, und vor Allem diese Colibri, die ihm immer näher und näher kam, dieses glänzende seidige Haar und dies immer so traurige Gesicht. — Sie ist eine Russalka,<sup>1</sup> sagte er mit einem Gefühl eigenthümlicher Unbehaglichkeit zu sich selbst. — Mein Seelchen . . . gestehe mir's . . . woher ist Dir die Lust gekommen, mich heute zu Dir einzuladen?

— Du bist jung, hübscher Bursche, ich liebe das!

— Ah! Ah! was wird Emilie dazu sagen? Sie wird kommen, sie hat mir's heut Morgen geschrieben.

— Nichts zu Emilie . . . sie würde mich tödten.

Der Lieutenant brach in Lachen aus. — Halten Sie sie für so böartig?

Colibri schüttelte den Kopf. — Nicht nur schlechte Menschen tödten . . . Auch Madame Fritsche Nichts sagen.

Sie berührte dabei die Stirn des Lieutenants mit der Spitze ihres Fingers: — Begreifen Sie, Officier?

Der Lieutenant runzelte die Brauen. — Gut, gut, ich werde Dein Geheimniß bewahren, aber zur Belohnung dafür wirst Du mir einen Kuß geben.

— Nein, nachher, wenn Du fortgehst . . .

— Sogleich!

Er beugte sich zu ihr, aber sie wich langsam zurück und richtete sich empor, wie eine Natter, auf die man im dichten Waldgrase getreten ist, Der Lieutenant sah ihr ins Weiße der Augen. — Ist die böse! sagte er . . . Nun, wie Du willst, und Gott segne Dich!

Colibri schien einen Augenblick lang zu träumen, dann — entschloß sie sich, sich dem Lieutenant wieder zu nähern, als drei dumpfe Schläge durch das Haus dröhnten. Colibri erhob sich hastig. — Heute, nein, morgen, ja, komm morgen . . . sagte sie mit gezwungenem Lächeln.

— Um welche Zeit?

— Abends um sieben Uhr.

— Gut! Morgen aber mußt Du mir erzählen, weshalb Du Dich so lange vor mir versteckt hast.

— Ja, ja, morgen das Ende, mein Officier!

— Also Wort gehalten! Ich werde Dir auch ein hübsches kleines Geschenk mitbringen.

— Niemals, sagte sie, mit dem Fuße stampfend.

— Dies, das, das (an ihre Kleider, ihren Schmuck, auf Alles deutend, was sie umgab), das mein. Geschenke, niemals!

— Sein Sie nicht böse, mein Fräulein, ich zwinge Niemanden. Man muß also scheiden. Adieu, mein kleines Joujou . . . und der Kuß?

Colibri sprang leichtfüßig an ihm empor, und ihre Arme um des jungen Lieutenants Hals schlingend, gab sie ihm einen Kuß, der ihm den Eindruck von einem Schnabelhieb machte. Er wollte sie seinerseits wieder küssen, aber sie entschlüpfte ihm behende und flüchtete hinter das kleine Sopha.

— Also, um sieben Uhr, morgen? sagte der Lieutenant etwas verwirrt. Sie antwortete ihm durch ein Zeichen des Kopfes, und mit ihren Fingerspitzen eine ihrer langen Haarflechten ergreifend begann sie dieselben mit ihren kleinen Zähnen leis zu beißen. Der Lieutenant grüßte sie mit der Hand zum Abschied und zog die Thür hinter sich

zu. Er hörte nur nach, wie Colibri sich näherte und sie von innen doppelt verschloß.

Im Salon der Madame Fritsche war Niemand und der Lieutenant, dem es durchaus nicht darum zu thun war, Emilien zu begegnen, beeilte sich hinaus zu kommen; auf dem Flur aber stieß er auf die Herrin des Hauses. — Sie gehen schon fort, Herr Lieutenant! sagte sie mit derselben Grimmasse affectirter und unheimlicher Freundlichkeit, — Sie wollen Emilie nicht erwarten?

Der Lieutenant nahm seinen Czacko: — Madame Fritsche, ich muß Ihnen zu wissen thun, daß ich nicht gewohnt bin, zu warten, erwiederte er; — es ist sehr wahrscheinlich, daß ich auch morgen nicht wiederkommen werde. Benachrichtigen Sie Ihre Nichte davon.

— Schön, schön, sagte die Alte, Sie haben sich aber doch nicht etwa gelangweilt, Herr Lieutenant?

— Nein, Madame« gelangweilt habe ich mich durchaus nicht.

— Das ist ja Alles, was ich wissen wollte. Ich empfehle mich Ihnen.

— Leben Sie wohl, Madame.

Der Lieutenant kehrte nach Hause zurück, warf sich auf sein Bett und vertiefte sich in ein Labyrinth von Betrachtungen. »Was Teufel ist das!« rief er mehrmals mit lauter Stimme aus; »weßhalb hat mir Emilie

geschrieben? Sie giebt mir ein Rendezvous und erscheint nicht dazu!« Er nahm ihren Brief, drehte ihn in seinen Händen hin und her und brach ihn. Er roch nach Rauchtabak und an einer Stelle war die Endung eines Zeitwortes verändert worden. Was konnte man daraus schließen? — Wär's möglich, daß diese alte Jüdin, die Gott verdamme, wirklich nichts davon wüßte? Und besonders *sie*, wer ist sie?

Die reizende Colibri wollte ihm nicht aus dem Kopf und mit Ungeduld erwartete er den nächsten Abend, obgleich er im Grunde seiner Seele fast Furcht vor diesem »kleinen Joujou« empfand.

---

### III.

Vor dem Mittagsessen begab sich der Lieutenant auf den Bazar und kaufte dort endlich nach hartnäckigem Handeln ein kleines goldenes Kreuz an einem schwarzen Sammetbande. »Sie mag noch so sehr betheuern, keine Geschenke annehmen zu wollen, man weiß, was das sagen will. Sollte sie wirklich eine so uneigennützig Seele haben, so wird Emilie gewiß nicht »pfui« zu dem Dinge sagen.«

Gegen sechs Uhr Abends rasirte sich der Lieutenant mit ganz besonderer Sorgfalt, ließ einen Coiffeur aus der Nachbarschaft holen, sein Toupet wohl zu frisiren und zu pomadisiren, was jener mit großer Gewissenhaftigkeit ausführte , ohne das amtliche Papier der Regierung zu schonen, aus dem er seine Papilloten machte. Darauf legte der Lieutenant seine neueste Uniform an, nahm ein Paar neue noch nicht getragene Handschuhe in seine Rechte und verließ das Haus, nachdem er sich Vorher hinreichend mit Eau de Cologne besprengt hatte. Wenn er heute größere Sorgfalt auf seine Toilette verwandt hatte, als früher, da er seinem »Zuckerpüppchen« den Hof machte, so geschah es nicht deßhalb, weil Colibri ihm mehr gefiel; es lag jedoch in ihr ein gewisses Etwas, das sogar die träge Einbildungskraft unseres Lieutenants

aufregte.

Bei seinem Eintritt kam Madame Fritsche ihm wie gewöhnlich entgegen, und gleichsam, als wären sie über eine gemeinsame Lüge übereingekommen, theilte sie ihm mit, daß Emilie nur für einige Augenblicke ausgegangen sei, ihn aber zu warten bitte. Der Lieutenant nickte zustimmend mit dem Kopf und setzte sich auf einen Stuhl. Madame Fritsche lächelte wiederum, das heißt, sie zeigte ihre langen, gelben Zähne und zog sich darauf zurück, ohne ihm diesmal Chocolate angeboten zu haben.

Kaum hatte sie sich entfernt, als der Lieutenant seine Blicke auf die geheimnißvolle Thür richtete. Sie blieb verschlossen. Zweimal klopfte er an , um seine Ankunft zu melden; die Thür öffnete sich nicht. Er hielt den Athem an und lauschte: nichts, nicht das geringste Geräusch; man hätte meinen können, daß Alles ringsum ausgestorben gewesen wäre. Der Lieutenant erhob sich, ging auf den Fußspitzen wieder bis zur Thür, suchte, mit den Händen tastend, den Drücker des Schlosses und stieß, da er ihn nicht fand, mit dem Knie an dieselbe. Sie widerstand. Er bog sich von Neuem vor und rief mit gedämpfter, fast mit erstickter Stimme zweimal: — Colibri, Colibri! — Keine Antwort. Er richtete sich empor, zog auf beiden Seiten an den Schößen seines Uniformrockes, stampfte mit dem Absatz auf die Diele, näherte sich wieder dem Fenster und trommelte ärgerlich



an den Scheiben. Die verwundete militärische Ehre empörte sich in ihm. — Teufel! Wofür hält man mich! Ich werde mit den Fäusten anklopfen, dann wird sie mir wohl öffnen müssen, und hört's die alte Hexe, meiner Treu, um so schlimmer, meine Schuld ist's dann aber nicht! — Er machte Rechts-um-kehrt . . . Die Thür war halb geöffnet.

Als bald eilte der Lieutenant wieder auf den Fußspitzen in das geheimnißvolle Zimmer. Auf dem Sopha lag Colibri, gekleidet in ein Gewand von glänzendem Gelb, das in der Taille von einem breiten, rothen Gürtel umschlossen wurde; den unteren Theil ihres Gesichts in ihr Taschentuch bergend, lachte sie bis zu Thränen, aber ohne Geräusch. Sie hatte diesmal ihr Haar in zwei große, lange, mit rothem Band durchzogene Flechten geordnet. Ihre rothen Schuhe von gestern zeigten sich an ihren kleinen Füßen, die sie über einander gekreuzt hielt ; aber die Füße waren nackt, man hätte meinen können, sie wären mit braunseidenen Strümpfen bekleidet. Das Sopha stand anders als gestern, näher der Wand, und auf dem Tisch stand ein japanisches Theebrett mit einer dickbauchigen Kaffeekanne, einer krystallinen Zuckerdose und zwei blauen Porzellantäßchen. Auf demselben Tisch lag die Guitarre, und ein zartgrauer Dampf erhob sich in einer feinen Spirale aus der Spitze eines orientalischen Räucherkerzchens.

Der Lieutenant, der Alles das auf den ersten Augenblick bemerkt hatte, näherte sich dem Sopha, aber

bevor er Zeit gehabt hätte, nur ein Wort zu sprechen, streckte Colibri, ohne aufzuhören, in ihr Tuch zu lachen, die Hand aus, und ihre kleinen, harten Finger in das Toupet des Lieutenants senkend, zerstörte sie mit einem Handumdrehen das ganze schöne Gebäude seiner Coiffüre. — Was soll das? rief der Lieutenant, wenig erbaut von solch schlecht angebrachter Vertraulichkeit; — welche Unverschämtheit! — Colibri enthüllte ihr Gesicht: — Vorher schlecht, sagte sie, so besser. — Sie rückte an das eine Ende des Sophas und kreuzte die Beine unter sich: — Setze Dich dorthin, da unten.

Der Lieutenant setzte sich auf den Platz, den sie ihm bezeichnete. — Warum entfernst Du mich? fragte er nach kurzem Schweigen; — hast Du Furcht vor mir? Colibri kauerte sich wie eine Katze zusammen und sah ihn von der Seite an. — Ich? nein!

— Du mußt nicht so wild sein, fuhr der Lieutenant in väterlichem Ton fort. — Nicht wahr, Du erinnerst Dich Deines Versprechens von gestern? Colibri umschloß beide Knie mit den Armen, legte ihren Kopf darauf und sah ihn wieder von der Seite an.

— Ich erinnere mich.

— Daun, . . . sagte Jergunow und wollte sich ihr nähern . . .

— Nicht so schnell, Signore.

Colibri löste ihre Flechten, womit sie ihre Knie

umschlungen hatte, und mit dem Ende der einen peitschte sie ihn ans die Hände.

Der Lieutenant war völlig verblüfft — Was sie für Augen hat, die Böse! murmelte er unwillkürlich. — Aber . . . warum hast Du mich herbestellt?

Colibri streckte den Hals mit einer Vogelbewegung und horchte.

— Emilie? fragte der Lieutenant mit bestürzter Miene; — oder Jemand anderes . . .

Colibri zuckte die Achseln.

— Du hörtest aber doch Etwas? fragte Jergunow wieder.

— Nichts.

Mit einer neuen vogelartigen Bewegung zog sie ihren kleinen , länglich geformten Kopf zurück, dessen dicke Flechten durch einen sorgfältig gezogenen Scheitel getrennt waren, der sich in einem dichten Gewirr krauser, kleiner Nackenhaare verlor. — Nichts, wiederholte sie, sich von Neuem zusammenkauernd.

— Niemand! sagte der Lieutenant, — Ich kann also . . . Er streckte die Hand aus, zog sie aber rasch wieder zurück. Ein Blutstropfen zeigte sich auf seinem Finger. — Welche Dummheit! rief er, seine Hand schüttelnd, — immer Eure ewigen Nadeln! Aber, was ist das für eine vermaledeite Nadel? fügte er hinzu, als er eine Art von goldenem Pfeil erblickte, den sie wieder in ihren Gürtel

steckte, — das ist ja ein Dolch! Das ist ein Stachel und Du, Du bist eine Wespe, hörst Du, eine Wespe!

Colibri schien den Vergleich des Lieutenants sehr wohl zu fassen: sie lachte mit ihrem klaren, krystallinen Lachen. — Ja, ich werde stechen. . . ich werde stechen.

Jergunow betrachtete sie von der Seite. »Sie lacht,« dachte er, »und ihr Gesicht bleibt immer traurig.« — Sieh Dir dies ein wenig an, fügte er laut hinzu.

— Was? fragte Colibri mit kindlichem Ausdruck.

— Dies, und der Lieutenant zog das kleine goldene Kreuz aus der Tasche und ließ es funkeln, indem er es zwischen den Fingern hin und her drehte. — Das ist hübsch, nicht wahr?

Colibri hob gleichgültig die Augen empor.

— Ach, ein Kreuz, sagte sie, — wir tragen das nicht.

— Wie. Du trägst kein Kreuz? Bist Du also eine Jüdin oder eine Türkin?

— Wir tragen es nicht, wiederholte Colibri. Dann erhob sie sich plötzlich und, rückwärts über ihre Schultern blickend, sagte sie: — Soll ich Ihnen etwas vorsingen? Ich werde singen.

Der Lieutenant steckte hastig das Kreuz wieder in die Tasche und wandte sich um, denn er glaubte eine Art von Krachen in der Wand gehört zu haben. — Was macht man da für ein Geräusch?

— Mäuse, Mäuse! beeilte Colibri sich zu antworten,

dann umschlang sie auf die für den Lieutenant überraschendste Art seinen Kopf mit ihren glatten gelenken Armen und verbrannte ihm die Wange mit einem raschen Kuß, wie mit einem rothglühenden Eisen. Er umschloß Colibri seinerseits, aber sie glitt aus seiner Umarmung wie eine Schlange, was ihr mit ihrem dünnen, geschmeidigen Körper leicht genug fiel. — Sachte, sachte, flüsterte sie leise. — Vorher Kaffee . . .

— Welchen Einfalls Nachher . . .

— Nein sogleich! Jetzt heiß, kalt später.

Sie ergriff die Kaffeekanne am Henkel und fing an, die beiden Tassen vollzugießen. Der Kaffee fiel in gewundenem, rauchendem Strahl hernieder, und Colibri den Kopf auf ihre Schulter geneigt, beobachtete seinen Fall. Jergunow warf ein Stück Zucker in die Tasse und leerte sie auf einen Zug. Der Kaffee schien ihm sehr stark und sehr bitter. Colibri sah lachend zu, und ihre Nasenlöcher über der Tasse weit dehnend, führte sie dieselbe an ihre Lippen und setzte sie langsam wieder auf den Tisch. —

— Warum trinkst Du nichts fragte der Lieutenant.

— Ich, nach und nach.

— Aber so setz' Dich doch endlich zu mir, sagte er, mit der Hand auf das Sopha schlagend.

— Im Augenblick.

Sie streckte die Hand aus und ergriff, ohne Jergunow

aus den Augen zu lassen, ihre Guitarre. — Vorher, ich werde singen.

— Ja, ja, aber setz' Dich.

— Und tanzen werde ich, willst Du?

— Du tanzest? Sehen möcht, ich das wohl, aber wie wär's, wenn Du erst nachher tanztes?

— Nein, nein! aber ich liebe Dich sehr, ich.

— Wirklich? Nun dann tanze, Starrkopf, der Du bist.

Colibri stellte sich an die andere Seite des Tisches und, nachdem sie einige Accorde gegriffen hatte, stimmte sie zur großen Ueberraschung des Lieutenants, der irgend ein heiteres, lebhaftes Lied zu hören erwartete, eine Art langsamen, eintönigen Recitativs an, jeden der Töne, welche nur mit Anstrengung ihrer Kehle zu entsteigen schienen, mit einem abgemessenen Wiegen ihres Körpers von rechts nach links begleitend. Sie lachte nicht. Sie hatte sogar ihre hohen, gewölbten Augenbrauen zusammengezogen, zwischen denen man deutlich ein kleines Zeichen von blauer Farbe bemerken konnte, ähnlich einem Buchstaben aus irgend einer orientalischen Sprache, das dort wahrscheinlich mit Pulver eingebrannt war. Ihre Augen waren beinahe geschlossen, aber die Sterne derselben funkelten noch mit einem düsteren Glanz zwischen den gesenkten Lidern hervor und hartnäckig fuhr sie fort, ihre Blicke auf den Lieutenant zu heften. Auch er konnte den Blick nicht abwenden von

diesen prachtvollen und drohenden Augen, diesem gebräunten Gesicht, das sich mehr und mehr mit schwacher Röthe färbte, den halbgeöffneten, unbeweglichen Lippen und diesen schwarzen Schlangen, die sich im Tact an beiden Seiten des eleganten Kopfes wiegten.

Colibri fuhr in Ihren Bewegungen fort, ohne ihren Platz zu verändern; ihre Füße nur erhoben sich bald auf den Zehenspitzen bald auf den Hacken. Ein einziges Mal drehte sie sich heftig um, stieß einen durchdringenden Schrei aus, indem sie die Guitarre über ihrem Kopf schwang, und von Neuem nahm sie denselben wiegenden Tanz, denselben langsamen und monotonen Gesang wieder auf. Unterdessen saß Jergunow sehr bequem auf dem Sopha und fuhr fort, Colibri zu betrachten, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte eine seltsame, ungewohnte Empfindung; er fühlte sich frei, leicht, ja fast zu leicht. Er hatte keinen Körper mehr und schwamm im unendlichen Raum. Dabei glitten ihm kleine kalte Ameisen den Rücken entlang; eine unsagbar angenehme Mattigkeit entkräftete seine Beine und Schläfrigkeit kitzelte ihm die Mund und Augenwinkel. Er wünschte nichts mehr, dachte an nichts mehr; es kam ihm vor, als ob er sanft gewiegt werde, und er murmelte nur noch mit dem Rand der Lippen: — Oh, mein Joujouchen? Von Zeit zu Zeit schien das Gesicht seines »Joujouchens« sich zu verschleiern. Warum denn, fragte sich der Lieutenant.

»Ach! es ist der Rauch. . . hier ist . . . ja . . . blauer Dunst.« — Und es näherte sich ihm Jemand, der ihn wiegte und ihm angenehme Worte in's Ohr flüsterte, Worte, die anfangen und nicht endeten.

Plötzlich aber sah er die Augen seines Jouvouchens sich in einer maßlosen Größe, wie die eines Brückenbogens, öffnen; die Gitarre entrollte ihren Händen und am Boden anschlagend, gab sie einen Ton von sich, der aus den letzten Tiefen des Abgrundes wiederzuhallen schien. Ich weiß nicht, welcher intimste Freund des Lieutenants ihn zärtlich und kräftig von hinten umarmte und ihm die Knoten seiner Halsbinde in Ordnung brachte . . . Dann plötzlich gewahrte er hart an seinem Gesicht den dichten Schnurrbart, die Adlernase und die durchdringenden Augen des Unbekannten mit den drei silbernen Knöpfen, und obwohl die Augen die Stelle des Schnurrbarts und der Schnurrbart die Stelle der Augen einnahmen, obwohl die Nase ebenfalls umgedreht war, so verwunderte sich der Lieutenant gar nicht darüber. Er fand sogar, daß das so sein müsse und war schon im Begriff, zu der Nase zu sagen: »Guten Tag, Bruder Gregor«; aber er gab die Absicht auf und zog es vor . . . zog es vor, unverzüglich mit Colibri nach Constantinopel zu reisen, um dort ihre Hochzeit zu feiern. Colibri war ja Türkin und der Kaiser hatte ihn zum Rang eines Muselmanns erhoben . . . Das war um so leichter, als sich ihm ein kleines Schiff darbot . . . Er stieg ein; und



obgleich er sich dabei aus Ungeschicklichkeit so stieß, daß ihm der heftigste Schmerz das Bewußtsein über seine Glieder benahm, so gewann er doch wieder das Gleichgewicht, setzte sich auf eine kleine Bank im Hintertheil des Schiffes und begann denselben großen Fluß hinabzuschwimmen, der sich unter dem Namen: Strom der Zeit in den Gymnasien von Nikolajew angeheftet befindet und direkt nach Constantinopel führt. Diese Wasserfahrt machte ihm ein außerordentliches Vergnügen. Jeden Augenblick begegneten ihm große, rothe Kriechenten, die sich leider nicht nahe kommen ließen und sofort untertauchten, nichts als breite wie Blut gefärbte Flecken an ihrem Platz zurücklassend. Colibri reiste mit ihm; aber, um der Hitze zu entgehen, hatte sie im Innern des Bootes Platz genommen und klopfte von Zeit zu Zeit leise an den Boden. Da ist endlich Constantinopel. Die Häuser sind, wie es sich für Häuser zu sein gehört, in Form von Tyroler Hüten gebaut und alle Türken haben so breite und so ernste Gesichter . . . Nur muß man sie nicht zu lange betrachten; bald verlieren sie die Form, schneiden Fratzen und schmelzen wie Schneehaufen im Frühjahr . . . Da ist auch der Palast, den er mit Colibri bewohnen wird . . . Wie schön Alles darin eingerichtet ist! Ueberall Epauletten, Trompeten blasende Soldaten und natürlich an allen Wänden das Portrait Muhamed's als russischer General. Aber warum läuft Colibri ihm stets voraus, von Zimmer zu Zimmer

ihre Schleppe nach sich schleifend? Und warum will sie sich gar nicht nach ihm umkehren? Dann wird sie kleiner, immer kleiner. . . das ist ja gar nicht mehr Colibri, es ist ein Edelknabe in runder Jacke und er ist sein Hofmeister, und nun ist er gezwungen, hinter ihm her in das Innere eines Fernrohres zu kriechen, das immer enger und enger wird; man kann sich darin nicht mehr bewegen, weder vor- noch rückwärts; man kann nicht mehr athmen und ein ungeheures Gewicht stürzt sich auf seinen Rücken; er hat den Mund voll Erde . . .

---

#### IV.

Endlich schlug der Lieutenant die Augen auf. . . Es war Tag und Alles still rings umher. Es riecht nach Essig und Pfeffermünze. Ueber sich, rechts und links umhüllt ihn etwas Weißes; er betrachtet, er untersucht es; es sind die Vorhänge eines Bettes. Er will den Kopf heben, unmöglich; die Hand, abermals unmöglich. Was soll das heißen? Er richtet den Blick nach unten: Ein langer Körper ist vor ihm hingestreckt, verborgen unter einer Decke von grober Wolle mit braunen Rändern an beiden Enden. Dieser Körper ist nach gemachter Feststellung sein eigener. Er versucht einen Schrei auszustoßen: Nichts kommt hervor. Er versucht es von Neuem, er sammelt alle seine, Kräfte: Eine Art von halberstorbenem Laut erzittert unterhalb seiner Nase. Schwere Schritte werden gehört, eine Hand entfernt den Vorhang. Ein alter Invalide, in einen geflickten Militärrock gekleidet, steht vor dem Lieutenant. Beide scheinen auf verschiedene Art erstaunt. Ein großer zinnerner Krug näherte sich den Lippen des Lieutenants, der das frische Wasser mit Gier trinkt. Seine Zunge löst sich. — Wo bin ich?

Der Invalid betrachtet ihn zum zweiten Mal, entfernt sich und kehrt bald mit einem andern Mann in Uniform zurück. — Wo bin ich? wiederholt der Lieutenant.

— Nun, er wird nicht davon sterben, sagte der Mann in Uniform. — Sie sind im Hospital, setzte er laut hinzu; — aber Sie dürfen nicht sprechen; schweigen Sie und schlafen Sie.

Der Lieutenant kam aus dem Erstaunen nicht heraus; aber er sank in das Nichts zurück.

Am andern Morgen erschien der Arzt des Lazareths Jergunow war seiner Sinne wieder mächtig. Der Doctor wünschte ihm, Glück zu seiner Heilung und befahl, den Verband seines Kopfes zu erneuern.

— Wie, der Kopf? Habe ich irgend etwas . . .

— Sie dürfen weder sprechen, noch sich bewegen, unterbrach ihn der Doctor. — Bleiben Sie ruhig und danken Sie Gott, dem Höchsten. Popow! wo sind die Compressen ?

— Aber das Geld . . . das Geld der Krone . . .

— Da haben wir's, jetzt beginnt das Delirium von Neuem. Ei, Popow, nochmals Eis!

Eine Woche verging. Der Lieutenant war so weit hergestellt, daß man glaubte, ihm enthüllen zu können, was ihm begegnet sei. Folgendes vernahm er:

Am 16. Juni Abends 7 Uhr fand sein letzter Besuch bei Madame Fritsche statt und am 17. etwa um Mittagszeit, also beinahe vierundzwanzig Stunden später, hatte ein Schäfer ihn in einer Schlucht, unweit der Landstraße nach Cherson und ungefähr zwei Werst von Nikolajew,

bewußtlos, mit gespaltenem Kopf und bläulichen Flecken am Halse, gefunden. Seine Uniform und seine Weste waren aufgeknöpft, alle Taschen umgekehrt; sein Czacko und sein Hirschfänger waren verschwunden, ebenso sein Ledergurt. Nach dem niedergetretenen Grase und einer sich lang hinziehenden Spur im Sande und im Lehm Boden zu urtheilen, mußte der Lieutenant von der Landstraße bis zum Grunde der Schlucht geschleift worden sein und wahrscheinlich dort erst hatte man seinem Kopf einen Streich mit einer schneidenden Waffe, vielleicht seinem eigenen Hirschfänger, versetzt.

In der That hatte die ganze Spur keinen einzigen Tropfen Blut gezeigt, während sich rund um seinen Kopf eine ganze Lache gefunden hatte. Die Mörder mußten ihn erst besinnungslos gemacht und dann ihn zu erwürgen versucht haben; hernach hatten sie ihn zur Stadt hinausgeschleppt bis zum Abhang der Schlucht, wo sie ihm den letzten Streich beibrachten. Nur seiner eisernen Constitution hatte es der Lieutenant zu danken, daß er mit dem Leben davon kam, denn erst am 23. Juli, also fünf Wochen nach dem Ereigniß, war seine volle Besinnung zurückgekehrt.

Jergunow machte unverzüglich seinen Bericht an die Behörde, schilderte mündlich und schriftlich alle Umstände des Unglücks, das ihn betroffen hatte, und bezeichnete deutlich das Haus der Madame Fritsche. Die Polizei eilte dorthin, fand aber Niemand mehr. Das Nest

war leer. Der Hauseigenthümer, ein außerordentlich alter und nicht weniger tauber Mann und Bürger der Stadt, wurde allerdings gefaßt und vor Gericht geschleppt; viel aus ihm herauszubekommen war aber nicht. Er selbst wohnte in einem andern Viertel von Nikolajew und Alles, was er wußte, war, daß er vor etwa vier Monaten sein Haus an eine Jüdin, ihrem Paß zufolge Schmul oder Schmulke mit Namen, vermietet und dies auch pflichtschuldig sofort der Polizei angezeigt habe. Ein junges Mädchen, ebenfalls mit einem Paß versehen, sei, so schloß er seine Aussage, bald nachher zur alten Jüdin gezogen.

Und welches Handwerk trieben diese Frauen? Er wußte nichts davon. Hatten sie noch andere Miethleute: Auch davon wußte er nicht mehr. Und was den Knaben betrifft, der als Wächter des Hauses fungirt hatte, so war er nach Petersburg, Odessa oder sonst wohin gereist. Der neue Wächter befand sich erst seit Anfang Juli im Dienst.

In den Polizeiregistern und in der Nachbarschaft angestellte Nachforschungen ergaben, daß die Schmulke nebst Genossin, deren eigentlicher Name Friederike Bengel gewesen zu sein schien, Nikolajew den 20. Juli verlassen hatten, ohne das Ziel ihrer Reise anzugeben. Den geheimnißvollen Mann aber, mit dem Aussehen eines Zigeuners und den drei silbernen Knöpfen, sowie das fremde Mädchen mit dem braunen Teint und den dicken Haarflechten kannte Niemand oder wollte

Niemand kennen.

Sobald der Lieutenant das Hospital verlassen konnte, begab er sich selbst in das ihm so verhängnißvoll gewordene Haus.

In dem kleinen Zimmer, wo er seine Unterhaltungen mit Colibri gehabt hatte und das noch jetzt nach Moschus roch, war eine andere kleine Thür entdeckt worden, gegen die bei seinem zweiten Besuch das Sopha gelehnt stand und durch welche, aller Wahrscheinlichkeit nach der Mörder eingetreten war.

Der Lieutenant unterließ es nicht, eine Supplik in vorgeschriebener Form einzureichen. Die Untersuchung begann. Eine Menge Verfügungen mit Nummern in genauer Reihenfolge wurden erlassen und nach allen Richtungen hin versandt. Ein Haufen von gleichfalls nummerierten Antworten lief mit der Zeit am Ort ein; das aber war Alles! Die verdächtigen Personen waren und blieben verschwunden und mit ihnen das Geld der Krone, das sich auf ein Tausend neun Hundert und siebzehn Rubel und einige Kopeken belief, eine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Summe.

Zehn Jahre lang mußte der unglückliche Lieutenant sich Abzüge von seiner Gage gefallen lassen, um das Geld wieder zu erstatten, bis er endlich das Glück hatte, durch eine Amnestie, die auch ihm zu Gute kam, sich die Zahlung des Rückstandes erlassen zu sehen.

Anfänglich war er fast überzeugt gewesen, daß die Ursache des ganzen Unglücks, das Haupt der gegen ihn angezettelten Verschwörung Emilie, sein treuloses »Zuckerpüppchen«, gewesen sei. Er erinnerte sich, am Tage seiner letzten Zusammenkunft mit ihr unkluger Weise auf dem Sopha eingeschlafen zu sein, bei seinem Aufwachen ihre Verwirrung bemerkt und am selben Abend jenen Riß in seinem Gurt entdeckt zu haben, der augenscheinlich der Scheere, die sie in ihrer Tasche verbarg, seine Entstehung verdankte. — Sie hat Alles gesehen, sagte er, — hat-s dem alten Satan gesagt und den beiden andern Teufeln. Sie hat mir eine Falle gelegt, indem sie mir jenen Brief schrieb, und ich ging arglos hinein; aber wer hätte so Etwas von ihr erwarten können? Dann vergegenwärtigte er sich das gute, hübsche Gesicht Emiliens, ihre klaren, lachenden Augen. — Oh! Weiber, Weiber! sagte er mit den Zähnen knirschend, — Crokodillenbrut! — Als er jedoch definitiv aus dem Hospital entlassen und in seine Wohnung zurückgekehrt war, erfuhr er einen Umstand, der seine Vermuthungen ganz vom bisherigen Wege ablenkte. An dem Tage nämlich, an welchem er, mehr todt als lebendig, zur Stadt gebracht worden war, hatte sich ein junges Mädchen, das der ganzen Beschreibung nach nur Emilie gewesen sein konnte, ganz in Thränen gebadet und mit verwirrtem Haar in seiner Wohnung eingefunden und war, nachdem sie seinen Stiefelputzer um Nachricht von ihm gefragt



hatte, wie eine Tolle nach dem Hospital gerannt; dort wurde ihr gesagt, daß der Lieutenant den Tag nicht überleben werde und gleich darauf verließ sie das Haus wieder, die Hände ringend und mit allen Anzeichen der heftigsten Verzweiflung. Es wurde also klar, daß sie den mörderischen Anfall nicht vermuthet hatte. Oder sollte sie selbst betrogen sein? Sollte sie ihren Antheil an der Beute etwa nicht erhalten haben? Sollte das Gewissen in ihr erwacht sein? Und dennoch hatte sie Nikolajew in Begleitung jener abscheulichen Alten, die jedenfalls um Alles gewußt, verlassen . . . Der Lieutenant wußte in der That nicht, was er denken sollte, und oft genug langweilte er seinen Stiefelputzer, indem er sich von ihm die Beschreibung des jungen Mädchens und die Worte, die sie zu ihm gesprochen hatte, wiederholen ließ.

Achtzehn Monate später erhielt der Lieutenant von Emilie, **alias** Friederike Bengel, einen Brief in deutscher Sprache, den er sich sogleich übersetzen ließ und welchen er uns seitdem mehr als einmal zeigte. Er war voll orthographischer Fehler und hatte eine Menge Ausrufungszeichen.

Das Couvert trug den Poststempel Breslau, der Inhalt desselben lautete fast wörtlich folgendermaßen:

*»Mein theurer und unvergleichlicher Florestan! Mein Herr Lieutenant Jörgenhof! Wie oft schon habe ich mir*

geschworen, Ihnen zu schreiben, und immer habe ich's, zu meinem größten Bedauern, wieder aufgeschoben, obgleich die Vorstellung: Sie könnten mich für mitschuldig halten an jenem schrecklichen Verbrechen, für mich der fürchterlichste Gedanke ist. O, mein theurer Herr Lieutenant, glauben Sie mir, der Tag, an dem ich erfuhr: Sie seien wieder gesund und wohl, war der schönste meines Lebens! Auf vollständige Rechtfertigung kann ich leider keinen Anspruch machen, denn ich will nicht leugnen: ich war es wirklich, die Ihre Gewohnheit, Geld auf dem Körper zu tragen, bemerkte (übrigens machen es die Schlächter und Viehhändler in unserer Gegend ebenso) und die Unklugheit beging, davon zu sprechen! Ich sagte sogar im Scherz, daß es nicht gerade schlimm sein würde, Ihnen etwas von diesem Gelde zu nehmen! Die alte Hexe (ach! Herr Florestan, sie war gar nicht meine Tante!) setzte sich sofort in Verbindung mit jenem ruchlosen Scheusal Luigi und seinem Helfershelfer. Ich schwöre Ihnen beim Grabe meiner Mutter (die eine ehrbare Frau war, und nicht wie ich!), daß ich heute noch nicht weiß, wer diese Menschen waren! Alles, was ich erfuhr, ist, daß der Eine Luigi hieß, daß beide aus Bukarest gekommen und wahrscheinlich große Verbrecher waren, denn sie bargen sich vor den Augen der Polizei und führten Gold und Preciosen mit sich. Dieser Luigi war ein fürchterliches Wesen: Seinesgleichen töteten, war ihm Nichts! Er redete alle

*Sprachen, und er war es, der meinen Brief an Sie schrieb; er war es auch, der die von der Köchin gestohlenen Sachen wiederschaffte. Er konnte Alles! Alles! Alles! Es war ein fürchterliches Geschöpf. Er machte die Alte glauben, daß er Sie nur durch ein gewisses Getränk ein wenig betäuben, Sie dann zur Stadt hinausbringen und später erzählen wolle, er wisse von Nichts, Sie hätten zu tief in's Glas gesehen; aber das Scheusal hatte sich's vorher schon überlegt, daß es besser sei. Sie aus der Welt zu schaffen, damit kein Hahn mehr etwas davon auskrähen könne! Er schrieb jenen abscheulichen Brief und die Alte entfernte mich mit List, ja, ich kann sagen, mit Gewalt! Ich argwöhnte Nichts, und ich hatte eine entsetzliche Angst vor diesem Luigi, der mir sagte: »Ich werde Dir den Hals abschneiden wie einem Huhn!« Und als er das sagte, drehte er so schrecklich seinen Schnurrbart!*

*Durch List lockte man mich in eine gewisse Gesellschaft. . . Ach! Herr Florestan, ich schäme mich vor mir selbst und vergieße heiße Reuethränen, denn zu einem solchen Handwerk bin ich gewiß nicht geboren worden! Der Gedanke, daß bis zu einem gewissen Punkt ich es war, die Ihr Unglück herbeiführte, hat mich beinahe verrückt gemacht, und dennoch bin ich mit jenen Leuten abgereist, denn was würde aus mir geworden sein, wenn uns die Polizei entdeckt hätte? Bald aber habe ich sie alle verlassen, und obgleich ich jetzt in Elend, ja oft*

*ohne ein Stück Brod lebe, so ist meine Seele doch ruhig! Fragen Sie mich nicht, weshalb ich überhaupt nach Nikolajew gekommen bin: ich könnte Ihnen doch nicht darauf antworten; ich habe einen fürchterlichen Eid gethan! Ich schließe meinen Brief mit einer Bitte an Sie, Herr Florestan: Aus Barmherzigkeit, wenn Sie je Ihrer armen kleinen Emilie gedenken, so gedenken Sie ihrer nicht als eines schwarzen Scheusals! Der ewige Gott sieht mein Herz in diesem Augenblick: ich habe eine schlechte Moralität und bin leichtfertig, aber böseartig bin ich nicht. Und lieben werde ich Sie immer, mein unvergleichlicher Florestan! Und das Beste, was es auf dem Erdenrund giebt, das wünsche ich Ihnen. — Wenn mein Brief bis in Ihre Hände gelangt, dann, bitte, schreiben Sie mir einige Zeiten, damit ich weiß, daß sie ihn erhielten. Sie würden dadurch sehr glücklich machen Ihre treueregebene*

Emilie.«

P.S. »Schreiben Sie unter der Adresse F.B. **postorestante** Breslau in Schlesien.«

P.S. »Ich habe Ihnen deutsch geschrieben, weil ich nicht im Stande bin, meinen Gefühlen in einer andern Sprache Worte zu leihen; aber Sie können mir russisch schreiben.«

— Nun, haben Sie ihr geantwortet? fragten wir den Lieutenant.

— Ich hatte oft die Absicht, es zu thun; aber wie sollte ich ihr schreiben? Ich verstehe nicht deutsch, und russisch? . . . Was sie auch davon sagt, sie hätte es sich übersetzen lassen müssen. Dann . . . Ihr versteht mich . . . dieser Briefwechsel . . . die Würde der Epauletten . . . kurzum . . . ich habe nicht geantwortet.

Und jedes Mal, wenn der Lieutenant seine Erzählung beendet hatte, schüttelte er den Kopf und seufzte. — So ist, sagte er, die Jugend! — Und befand sich unter seinen Zuhörern ein Neuling, der sein berühmtes Abenteuer zum ersten Male mit anhörte, so ergriff er dessen Hand, legte sie auf seinen Schädel und ließ ihn die Narbe seiner Wunde befühlen. Sie war wirklich übermäßig groß und reichte von einem Ohr zum andern.

---

## **Fußnoten**

- 1 Eine Art Undine oder bösertiger Dryade in der slawischen Mythologie.